

Die gezeichnete Region

Matthias Egersdörfer & Michael Jordan

Bahnhof Fürth



Auf der blauen Himmelsleinwand über dem sandsteinernen Bahnhofsgebäude wurde ein Pinsel mit weißer Tünche immer wieder über die ganze Fläche abgestreift, um die Farbe aus den Borsten zu bekommen. Daneben im grauen Hochhausklotz glotzten die hundert schmalen Fensteraugen in müder Verschlagenheit. Auf den Bahnsteigen hingen blau gerahmte Displays in der Luft und zeigten den Reisenden die nächsten und übernächsten Anschlüsse hin zu anderen Bahnsteigen. Ein Mädchen mit weißen Steinchen im Ohr bewegte die kreidebleichen Turnschuhe mit ihren munter wiegenden Füßen und sprach und lachte mit einer Person an einem anderen Ort. Sanft griff sie in eine lange Strähne und zwirbelte das blonde Haar. Der Mann daneben löste seine Maske vom Ohr und trank vorsichtig aus der Mineralwasserflasche. Ein anderer hielt sich fast klammernd am Riemen der Tasche. Eine Bahn fuhr heran. Seine Beine liefen zu den sich öffnenden Türen. Er verschwand. Die Türen schlossen sich. Die Bahn fuhr davon. Eine Frau mit gra-

dem schwarzen Scheitel ließ eine Tasche unter dem Hintern nach vorne und hinten baumeln. Sie trug noch einen Beutel über der Brust und einen Rucksack am Rücken, als wolle sie sich von allen Seiten beschweren, um der Gefahr zu entgehen, davonzufliegen wie der fliegende Robert. Dann pfiff hinten eine braune Lok, die sogleich geschäftig vorbeirollte, als habe sie im Lotto gewonnen. Dem geduldigen Postgebäude zur Linken war ein Lederdach aufgesetzt worden. Wie braune Kappen auf den Köpfen von Knechten, die im Viereck, Schulter an Schulter stumpf mit gestrecktem Rücken nebeneinander harren, stand es da und wartete auf Befehle. Direkt davor hatte man schwarze und gelbe Tonnen in einen engmaschigen Zwinger gesperrt. Die Quer- und Längsverstrebungen eines grünen Metallmasten überkreuzten sich im Blick darauf. Mit einer daran befestigten grauen Stangenkonstruktion wurde die elektrische Oberleitung recht aufwendig in die Luft gehalten. Weiße parallele Streifen flankierten im Sonnenlicht die Bahnsteigkante. Der Kabarettist stieg in die nächste Bahn nach Hersbruck ein und setzte sich zum Grafiker, der schon im Waggon saß.

Gasthaus und Metzgerei Michelmühle, Hersbruck, rechts der Pegnitz

Im Außenbereich direkt vor der Tür der Gaststätte war ein Tisch reserviert worden. Die Kuratorin, der Geograph, Grafiker und Kabarettist setzten sich auf die holzgerippten Stühle zu zwei Seiten des Tisches. Darüber hielten schwarze Holzbalken die verwitterte, schmutzige Plastikfolie über der Dachkonstruktion. Eine Fototapete an der Hausseite zeigte den nicht weit entfernten Michelsberg im grünen Baumbestand unterm zwischenzeitlich ausgebleichten Himmel. Der Geograph sagte den Beteiligten der Exkursion, er habe viermal das Tagesgericht »Rippchen mit Kloß« vorbestellt. Freilich könnte sich aber jeder auch für ein anderes Gericht aus der Speisekarte entscheiden. Ein junger Mann in kurzen Hosen kam an den Tisch und erkundigte sich nach den Getränkewünschen. Die Kuratorin, der Geograph und der Kabarettist bestellten Bier. Der Grafiker entschied sich für ein Spezi. Aus seiner Gürteltasche entnahm der Ober einen Block, notierte die Wünsche und fragte dann die Biertrinker direkt: »Im Henkel oder Pokal?« Auf Nachfragen beim Geographen wurde erläutert, dass mit dem »Henkel« ein Bierkrug gemeint war und mit dem »Pokal« ein gläsernes Bierglas, auch bekannt unter der Bezeichnung »Willibecher«. Als die Bedienung wieder verschwunden war, holte der Grafiker sogleich seinen Block aus der Tasche und begann wortlos zu zeichnen. Der Kabarettist schrieb da schon stumm in sein aufgeschlagenes Notizbuch. Der Geograph und die Kuratorin unterhielten sich währenddessen. Hinter einem Jägerzaun floss lautlos und blaugrau ein kleines Flüsschen vorbei. Der Grafiker hatte sich erkundigt, welches Gewässer er da vor sich habe. Der Geograph hatte Auskunft gegeben, dass es ein Nebenarm der Pegnitz sei, die hier fließe. Der Grafiker meinte, da könne er sich ja

von hier aus direkt auf den Wellen zurück nach Erlangen treiben lassen. Denn dort befand sich dessen Hauptwohnsitz. Der Geograph bestätigte, dass diese Annahme richtig sei. Vier zusammengeklappte rote Sonnenschirme standen ohne Zweck zwischen den Tischen.



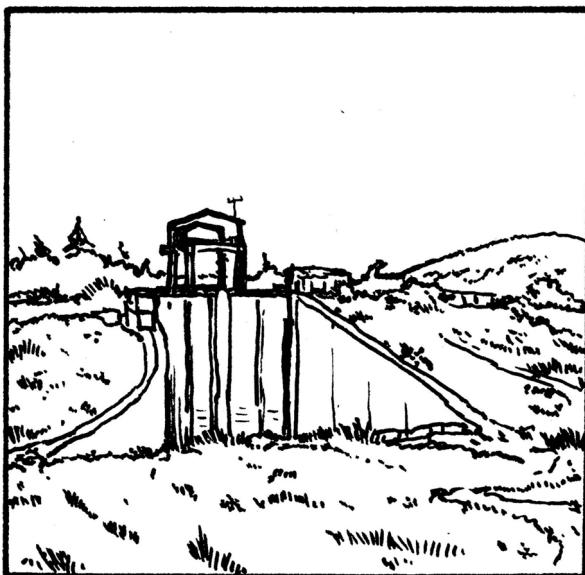
Am Tisch neben den vier Exkursionsbeteiligten saß ein junger Mann und aß von einem großen Teller Stadtwurst mit Musik. Sein linkes Hosenbein war mit einem Totenkopf verziert. Auf dessen Seite des Tisches saßen drei weitere Herren. Graue Haare. Blaugrünes Gittermuster auf dem Hemd. Ein blaugrün kariertes Oberteil trug der andere. In Beige mit dunklen orangen Streifen war der dritte gewandet. Gegenüber die Damen. Rosa Westchen, hellgrüne Hose, florale Muster in braun. Rosa Farbverläufe auf kurzärmeligem T-Shirt. Braun und weiß geblümmt. Bier, Pils, dunkles Weizen. Teller mit Klößen und Fleischscheiben in Sauce, Schnitzel und Rippchen. Neben dem einen Ende der Fototapete öffnete sich ein schmaler Durchgang zu einem kleinen Hof. Dort tauchte jetzt ein Mann mit umgebundener Schürze auf, schaute kurz auf die Gäste an den Tischen und verschwand wieder so schnell, wie er aufgetaucht war. Hinterm Rücken wucherten Schlingpflanzen und Farn durch den dunklen, hölzernen Sichtschutz. Wenn die Wolken es zuließen, malte die Sonne rautenförmige Zaunschatten auf den rötlich gepflasterten Boden. Wasser-Sonnen-Reflexionen flimmerten dort. Zwischen den Holzstreben schiller-

ten silbrig-glitzernde Spinnweben. Am anderen Ufer wiegten sich die grünen Zweige der zarten Bäumchen sachte im Wind. Zum Teil waren die Blätter schon gelb von der Hitze der letzten Wochen. Auf dem Bierdeckel rannte ein Hirsch mit erhobenem Haupt auf einem schmalen Steg zwischen zwei runden Türmen hinauf. Der junge Mann servierte vier weiße Tellerchen mit gemischtem Salat. Einige Zeit später kam das Hauptgericht. Zum Schluss hin sollte dann die Kuratorin über zu wenig Sauce bei den Rippchen und dem Kloß klagen. Der Grafiker und der Kabarettist reichten dieser ihre Teller mit den flüssigen Restbeständen. Es wurde in der Gruppe über die sprachlichen Unterschiede in der österreichischen und deutschen Sprache gesprochen. Der Geograph arbeitete nämlich in Graz in der Steiermark. In Österreich wird der Salat *abgemacht*, während er in Deutschland *angemacht* wird. *Sessel* sagen die einen und meinen damit den *Stuhl*. Wobei die anderen wiederum den *Stuhl* nur als Ausscheidung kennen. *Staniolpapier* sagt man dort, während auf der anderen Seite *Alu* gesagt wird. In selbiges ließ sich die Kuratorin den Rest ihres Rippchens zum Mitnehmen verpacken. Der Geograph trank noch einen Schnitt und der Kabarettist gab an, dass er besser auch ein Spezi bestellt hätte, weil er jetzt müde sei und sich eine Trägheit in seinem Inneren ausbreite. Eine Wespe flog über den leeren Tisch und erforschte, ob dort noch etwas Essbares zu finden wäre.

Der Obersee auf dem Deckersberg

Spitz stach die Sonne, während Kuratorin, Geograph, Grafiker und Kabarettist zum Oberbecken hinaufliefen. Aus einem dunklen Gewölk blickten zwei kleine weiße Wolkenaugen auf den großen Krater. Dame und Herren schauten einem großen Hubschrauber mit zwei Rotoren nach, der in der Himmelsferne verschwand. Gedanken an den Krieg in der Ukraine tauchten auf in der Hitze des Nachmittags, wurden aber nicht ausgesprochen. Auf einem Teerweg umrundeten die drei Männer und die Frau im Uhrzeigersinn das steinerne Becken. Hinter einem verschlossenen Tor führte eine Fahrbahn auf den Grund. Sandige Wege mit ausgedorrtem Mittelstreifen schlängelten sich in verschiedene Richtungen und endeten in Büschen und Wiese. Dort unten wurden an verschiedenen Stellen auf Pfählen in regelmäßigen Abständen schwarze Schläuche in sanften Kurven entlanggeführt. Ver einzelte Tische gaben Rätsel auf. Am ansteigenden Rand wuchsen schwarze Moose zwischen den grauen Steinbrocken. Grüne Büsche, Disteln, Dorngewächse mit wolligen Knospen, ausgedörzte Grashalme und braune Zweige umwuchsen den steil abfallenden Rand neben vereinzelt gelb und weiß blühenden Blumen. Das Zwitschern von unsichtbaren Vögeln erklang. Der Grafiker begann in der Hocke die künstliche Vertiefung zu zeichnen. Geograph und Kuratorin liefen mit kurzen Schritten. Der Kabarettist schaute auf einen der vielen Transformatoren-Kästen. Daneben stand auf einem Schild:

Betreten des Betriebsgeländes
auf eigene Gefahr
Baden verboten
Grosskraftwerk Franken AG



Auf hohen Masten hingen im regelmäßigen Abstand große Lampen. An anderen Pfosten blickten installierte Kameras über das Gelände. Die vier Personen liefen im gemäßigten Tempo weiter im Kreis. In der Ferne über dem abgetragenen und ausgehöhlten Berg befand sich der hohe umzäunte Steinablauf. Darüber stand hinter Stacheldraht ein schlanker Eisenturm mit gelber Seilwinde auf vier Beinen, die am unteren Ende auf mehreren eisernen Rädern standen, welche auf zwei kurzen parallelen Schienen nach links und rechts bewegt werden konnten. Der Geograph wies darauf hin, dass in der Welt nichts ungeeigneter sei als Kalksteinkarst, um einen künstlichen See zu erschaffen. Mit Ton und mit Folie müsste man ständig das Beckenabdichten, und die Bemühungen würden nie ein Ende finden. »Mit billigem Nachtstrom wurde hier Wasser hoch gepumpt, um es dann, wenn man Strom brauchte oder der Strom knapp war, hier an dieser Stelle durch große Röhren hinzulassen. Aber seit elf Jahren macht man das gar nicht mehr. Und deshalb haben die das Problem, dass das hier ständig zuwächst. Mein Vater hat vorhin

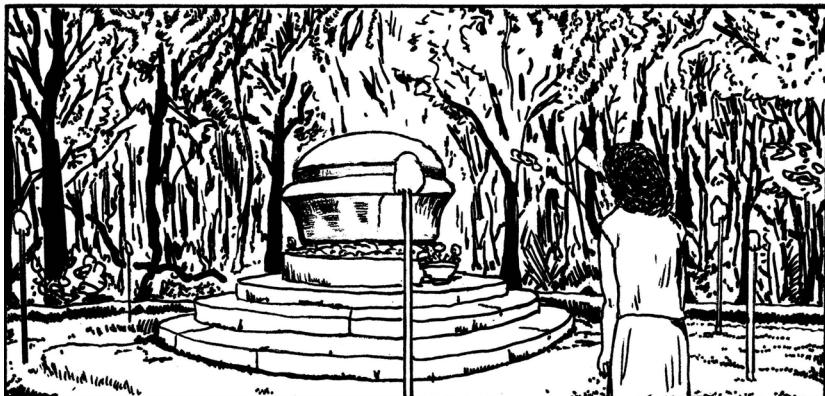
g'sagt, die ham eh erst kürzlich alles wieder frei g'macht. Die müssen ständig die ganze Vegetation da beseitigen, weil's sonst zuwächst«, erklärte der Geograph. Von 1956 bis 1958 fanden die Bauarbeiten statt. Südöstlich von Happurg wurde die Talsperre angelegt. Das Oberbecken diente zum Speichern des sogenannten Betriebswassers.

Die Speichermenge betrug 1,8 Millionen Kubikmeter Wasser. Der Höhenunterschied zwischen den beiden Becken betrug circa 200 Meter. Der Geograph sagte zu seinen Begleitern: »Sie wollen's jetzt tatsächlich reaktivieren. Das ist zwar umstritten, ob's sich überhaupt wirtschaftlich rechnet. Bis 2026 soll das wieder funktionsfähig sein. Das ist schon ein Wahnsinn. Unten dieser Stausee mit der Staumauer. Da ist ein Kraftwerk und dieses Kraftwerk muss ja laufend in Stand gehalten werden. Sonst kannst du es auch gleich abbauen. Und offenbar macht des jetzt durchaus wieder Sinn.« Ein lauer Wind wehte in das einsetzende Schweigen der Gruppe. Blicke schweiften über die bewaldeten Hügelketten und die sich bläuernden Höhen in der Ferne. Rote Hausdächer waren im Tal erkennbar. Von dort, wo die vier standen, konnte man auch gut auf die Houburg hinübersehen. Oberhalb der versumpften Täler hatten sich dort die Kelten eingerichtet. Das Oppidum soll angeblich so groß gewesen sein wie Nürnberg innerhalb der Stadtmauern. Auch den Rand des Happurger Stausees konnte man von hier aus erkennen. An der Stelle, wo heute Menschen badeten und mit Booten über die Wellen paddelten, befanden sich Ende des Zweiten Weltkriegs ein Barackenlager und ein Krematorium.

Die Gruppe war fast wieder am Ausgangspunkt angekommen. Auf einem Schotterweg jenseits des Kessels stand eine einsame schwarze Taube mit roten Füßen und rührte sich kaum. Nach der Umrundung ging die Gruppe wieder zum Auto auf dem Parkplatz zurück. Unter den Bäumen stand ein anderes Fahrzeug, in dem ein Mann telefonierte. Weiter hinten hörte man leise Musik aus dem Inneren eines weiteren Wagens. Der Grafiker befand, dass sich diese Stelle sehr gut für geheime Rendezvous eignen würde.

KZ-Mahnmal Schupf

Beim Mittagessen in der Michelmühle hatte der Geograph von dem Gelände der KZ-Außenstelle in Hersbruck erzählt: »Hier ganz in der Nähe ist das Gelände, wo die KZ-Häftlinge in Baracken untergebracht waren. Wo sich jetzt das Finanzamt befindet, soll ein Galgen gestanden sein. Hunderte, Tausende von Menschen sind da zur Houburg getrieben worden, wo sie in dem Berg für ein unterirdisches Flugzeugmotorenwerk diese Doggerstollen aushöhlen sollten. Das wurde aber nie fertiggestellt. Dort sind unglaublich viele Leute bei der Arbeit gestorben. Und die Leichen haben sie auch rund rum in der Gegend an verschiedenen Standorten in den Wäldern auf Scheiterhaufen verbrannt. Meine Eltern sind 1968 nach Hersbruck ge-



zogen. Die ham erst Anfang der 80er Jahre davon gehört, dass es damals so etwas hier gab. Da hat damals niemand darüber geredet. Das war dann ein Gymnasiast, der hat seine Facharbeit mit dem Titel »KZ-Hersbruck« geschrieben. Die ist dann veröffentlicht worden. Der Stadtrat Hersbruck hat versucht das zu verhindern mit dem Argument, dass es nie ein KZ-Hersbruck gegeben hätte. Es wäre nur in Flossenbürg ein Konzentrationslager gewesen. In Hersbruck selbst wäre nur ein Außenlager gewesen. Auch wenn da mehr Leute umgekommen sind.«

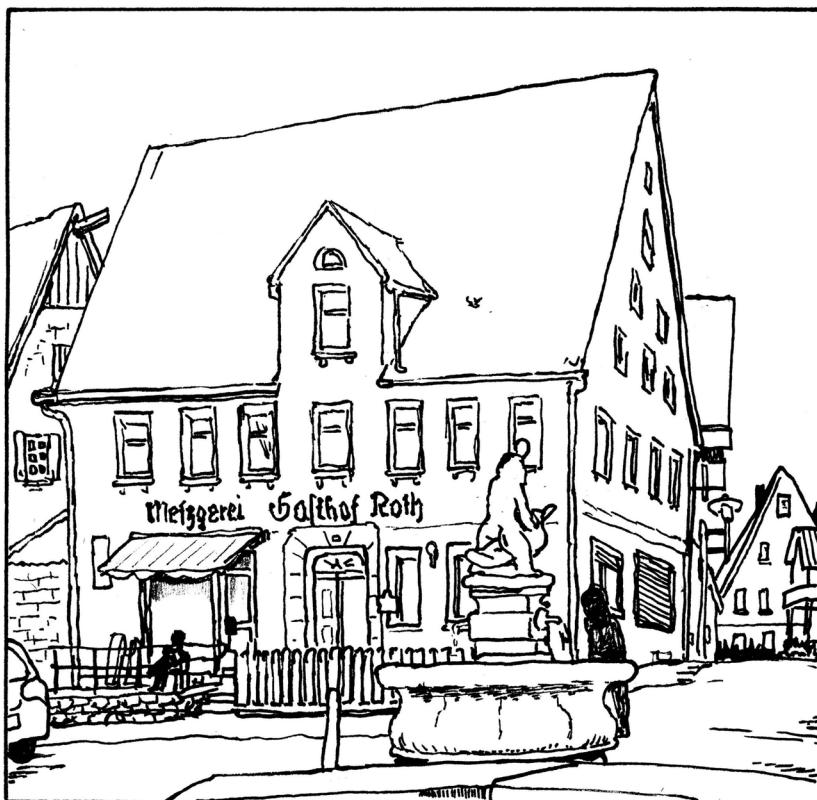
Die Gruppe fuhr weiter Richtung Kainsbach. »Kainsbach-Schupf und dann immer weiter geradeaus ist übrigens die direkte Verbindung von Hersbruck nach Graz«, sagte der Geograph und lachte dabei. Ein kleines Schild mit der Aufschrift »KZ-Gedenkstätte« tauchte am Fahrbahnrand auf. Man hätte das Schild sehr leicht übersehen können. Der Geograph bog nach links auf einen Feldweg ab, der nach einer Kurve in ein Waldstück führte. Dort lag ein Platz, von einer niedrigen, be-moosten Mauer umgeben und zu allen Seiten flankiert von hohen Fichten. Der Wind raunte und bewegte die Äste der Bäume. Aus dem kühlen Schatten zwischen den schwarzdunklen Stämmen zwitscherten die Waldvögel. Einzelne Zweige leuchteten hell und schaukelten grün. Aus der Ferne rauschten Autos. In der Mitte des Gedenkraums führte eine breite Fläche mit winzigen grauen Steinchen zu drei Stufen, die ein Podest umrundeten. Darauf thronte ein steinerner Kubus, um dessen Füße man an allen Seiten kleinere Kiesel und eine Schale mit drei roten Geranien abgelegt hatte. Zudem hatte der Wind wohl noch einige verdorrte Blätter dazugelegt. Ging man im Kreis um die geschlossene Steinschale, konnte man am Rand folgende Worte ablesen: »Errichtet 1956 – Was Hass blind zerstreut – Treue fromm vereint«. Zu beiden Seiten des Gedenksteins standen im Licht und Schatten der Waldung zwei zarte Bäumchen. Zwei Schmetterlinge tanzten durch die

Luft. Auf der vermoosten, kurz geschnittenen Wiese sprossen vereinzelt Löwenzahn und Klee. Eine Fliege rastete auf einem Grashalm im hellen Licht. Einsame Stängel wuchsen aus geriffelten Blättern und streckten die beige-grünen Dolden empor. Der Grafiker packte seine Sachen zusammen. Blicke wurden ausgetauscht. Dann ein Nicken. Die Frau und die drei Männer gingen zum Auto zurück. Über der Lichtung zogen sachte die Wolken im blauen Himmel dahin.

Der Marktplatz in Happurg

»Metzgerei Gasthof Roth« stand über dem Erdgeschoss des dreistöckigen Hauses mit dem hohen Dach. Die Hauswand war mit grün-rosa-braun-metallischen Fliesen verblendet. Drei Stufen führten zu der breiten Terrasse davor. Sie wurde auf der einen Seite von einem kleinen Holzzaun mit dazugehörigem Zigaretten-Automaten umgrenzt. Neben der von breitem Sandstein eingefassten zweiflügeligen Holztür befand sich die kleine Auslage, in der einmal die Speisekarte vorgezeigt worden war, um den Gästen vor dem Eintreten einen kulinarischen Einblick zu gewähren. Das geöffnete Sonnenfenster erlaubte einen Blick in die ehemalige, dunkle Wirtsstube. Über die anderen Fenster waren die blanken Holzrollläden heruntergelassen worden. Die oberen und unteren Lamellen ließen den Betrachter eine orange-braune Lackierung vermuten. Unter der ausgebleichten Markise der vormaligen Metzgerei saß ein junger Mann auf einem Gartenstuhl und telefonierte. Im ersten Stock improvisierte man hinter den Fenstern mit bunten Tüchern die nicht vorhandenen Vorhänge. Drei graue Satellitenschüsseln lehnten auf den Fensterbrettern und waren seitlich in den Himmel gerichtet. Eine verschleierte Frau mit einer grünen Hose schritt aus der Tür und beugte sich zu einem kleinen Jungen auf dem schattigen Vorbau. »Also ich kann mich erinnern, dass es schon seit Jahrzehnten für viele Dorfwirtshäuser in der Region, die ihren Betrieb schon aufgegeben hatten, aber sicher auch in anderen Regionen, sehr attraktiv gewesen ist, ihre Räume als Asylunterkünfte umzuwidmen. Oder halt wenig Betrieb und deshalb attraktiv. Oder halt weil's sich dadurch besser rechnet. Weil sie dadurch quasi Vollpension bekommen übers Landratsamt und immer ausgelastet sind. Und auf diese Weise – aber das war jetzt eher vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren – ist es passiert, dass gerade im oberen Pegnitztal, oder dann Hormersdorf, oder so, aus sehr vielen, ehemaligen Dorfwirtshäusern Asylunterkünfte geworden sind, mit allen möglichen Schwierigkeiten und Konflikten, die damit verbunden sind. Das musst du dir vorstellen, das sind dann schon so kleine Orte gewesen, wie Ruprechtstegen oder Lungsdorf. Wo dann halt auf siebzig Einwohner plötzlich nochmal so viele Menschen aus Pakistan, oder woher auch immer sie damals kamen, kommen. So dass dann plötzlich im Ort mehr Asylbewerber wohnen als Einheimische. Dass das nicht so ganz einfach ist, kann man sich denken. Vor al-

lem katastrophal für die Leute, weil's von dort dann kaum wegkommen», erzählte der Geograph neben der Dorflinde dem Kabarettisten und der Kuratorin, die sich beide niedergelassen hatten.



Ein wenig abseits kauerte der zeichnende Grafiker. Der Baum in der Mitte des Platzes war unten mit Bambus umdeckt. Eine Jute-Ummantelung schloss sich darüber an. Zu mehreren Seiten wurde das kleine Gewächs noch im Haltegurt von langen Seilen aus Draht gehalten. Zarte Blumen standen in der Erde um den Stamm. Umfasst wurden die Pflanzen von einer breiten Betonkonstruktion mit drei integrierten Holz-Sitzmöglichkeiten für jeweils drei Personen, zweimal mit Lehnen und einmal ohne ausgestattet. Davor lagen große Steine auf schwarzen Plastikmatten. Eine luftige Welle aus Beton, auch wieder mit integrierten Verweil-Optionen, umschwappete den historischen Dorfbrunnen und verwies ihn damit auf die Hinterbühne des Podiums. Unter dem steinernen Buben, der grinsend einen Schwan

zwischen den Beinen und mit den Händen am Hals hält, streckten drei Kinder ihre Füße in das Brunnenbecken, in welchen durch zwei Zuläufe das frische Wasser plätscherte. In einem gelben Haus mit der braun gekachelten Unterkante schaute stumm ein Hund zwischen den Gardinen aus dem Fenster. Bei der staatlich geprüften Podologin hingen im Fenster an Spiralen drei Plastikvögel mit hängenden Drahtfüßen. Die Bäckerei Wacker war geschlossen. Niemand saß an den kleinen Tischen davor. »Hier vergeht die Zeit schon ein bisschen langsam«, sagte die Kuratorin. Bevor die vier Personen ins Auto stiegen, schauten sie noch kurz auf den Kondom-Automaten an dem gefliesten Hauseck. Oben auf dem Kasten stand ein kleines Feuerwehrauto aus Holz. »Wenn ich das zeichne, hält das jeder für eine Inszenierung«, sagte der Grafiker und lachte. »Das könntest du nicht einmal fotografieren«, entgegnete der Geograph. Dann setzten sich alle ins Auto und fuhren zurück nach Hersbruck.

Gespräch zur gezeichneten Region

Ulrich Ermann (U.E.): Soweit ich eure Arbeiten verfolge, hab ich den Eindruck, [...] dass das Regionale für euch beide nicht so ganz unbedeutend ist. Ich finde, in euren Kabarettauftritten, Texten, Zeichnungen, Comics, irgendwie spielen immer Beobachtungen von Orten oder auch Räumen eine wichtige Rolle. Ich würde meinen, auch Regionen, selbst wenn ihr es nicht unbedingt so nennt. [...] Würdet ihr das selber auch so sehen, dass das für eure Arbeiten eine Rolle spielt?

Matthias Egersdörfer (M.E.): Also ich könnte mir auch vorstellen, mit dem Michael Jordan nach New York zu fliegen und in einem Tabakgeschäft zwei Stunden zu hocken und das aufzuschreiben, was ich sehe, und der Jordan zeichnet eben, was er sieht.

Michael Jordan (M.J.): Das kann ich mir auch vorstellen.

U.E.: Mit Region meine ich jetzt vielleicht mehr, als ihr denkt. Natürlich könnte man sagen, Region ist von eurem Wohnort aus Franken. Und natürlich hat deine kabarettistische Arbeit, Matthias, irgendwas mit Franken zu tun allein schon durch den fränkischen Dialekt, aber ich glaube, vielleicht gar nicht allzu viel. Aber geht es nicht bei euch beiden um das Beobachten und Erkunden von Eigenarten und Schauplätzen, die einem bestimmten Raum zugeschrieben werden?

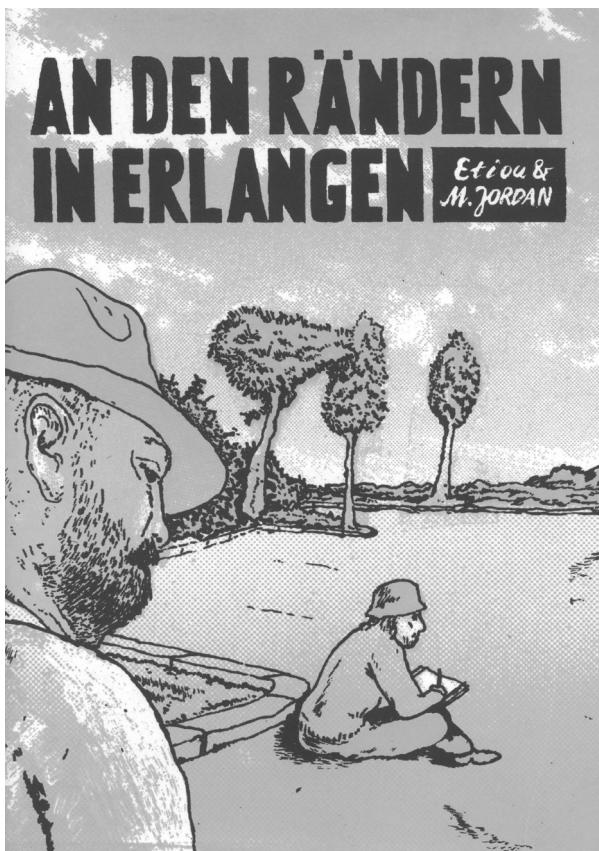
M.J.: Ja, ich habe z.B. mit »Genug ist genug« ein Comicprojekt initiiert, das sich auf das Triesterviertel in Graz konzentriert hat.¹ Da habe ich gemeinsam mit anderen Zeichner:innen eine gute Woche verbracht und Zeichnungen gemacht, aus denen kurze Geschichten entstanden sind. Das war eher ein Feldforschungsprojekt. Or-

¹ Siehe <https://comicstonto.mur.at/publikation/genug-ist-genug/>.

te, an denen wir gezeichnet haben, waren unter anderem das Protestcamp gegen das Murkraftwerk, das Stadtteilzentum oder das Ressidorf für Obdachlose.

U.E.: Was reizt dich da an Orten wie dem Triesterviertel? Ist es eher die Besonderheit oder eher die Austauschbarkeit?

M.J.: Ich glaube, was das eigentlich Interessante am Zeichnen an einem bestimmten Ort ist: dass ich zeichnend eine ganz andere Wahrnehmung für den Ort entwickle, als wenn ich da nur so durchlaufe. Das kann man fürs Triesterviertel in Graz genauso sagen wie für Hersbruck oder Erlangen-Büchenbach.



U.E.: Oder New York.

M.J.: Oder New York, ja. Brooklyn, Greenpoint beispielsweise.

U.E.: Diese Zeichnung auf der Titelseite von »An den Rändern in Erlangen«, die gefällt mir besonders gut, vielleicht weil ich sie auch auf meine Rolle als Wissenschaftler übertragen kann; also du beobachtest dich da selber beim Beobachten einer bestimmten Szenerie, da sind so verschiedene Ebenen. Wobei, du schaust dich selber nicht wirklich an oder?

M.J.: Das ist am Parkplatz in Erlangen-Frauenaurach gezeichnet, da hab ich mich später quasi selber mit rein montiert. Das ist eigentlich absurd.²

U.E.: Ihr habt bei anderer Gelegenheit im Hinblick auf eure Biografie schon mal erwähnt, dass ihr beide nach gewissen anderen Stationen, vor allem von Hamburg aus, wieder in eure heimatliche Region zurückgekommen seid. Matthias, du meintest dann so sinngemäß, möglicherweise, weil man da doch ganz gerne ist oder ganz gut lebt, was man aber nie zugeben würde. Kannst du dich daran erinnern?

M.E.: Ja, daran kann ich mich erinnern.

U.E.: Was meinst du damit? Warum will man es nicht zugeben?

M.E.: Ich glaube, diese Heimattümelei oder dieses Lob der Heimat, das kann ich nur sehr eingeschränkt aussprechen. Ich bin da sehr gebrochen in dem, was Region oder Heimat anbelangt, ich komm auch immer an den Punkt, dass ich sage, je länger ich hier bin, desto besser kenne ich mich aus, und desto besser kenn ich diese Scheuflüchtheiten und Untiefen und Gaunereien, von denen ich mich nicht abwenden kann. Ich hab neulich auch gesagt, es wäre vielleicht vernünftig, alle zehn Jahre woandershin zu ziehen, um nicht ganz so in diesen Sumpf hineinzugelangen. Eine uneingeschränkte Liebe der Heimat, da fehlt mir das Zeug dazu, dass ich das aussprechen könnte. Nichtsdestotrotz sind meine besten Freunde und Freundinnen hier, das muss man schon auch zugeben, aber die Liebe zur Region, ich glaub, da muss ich nochmal neu geboren werden, um das hinzukriegen.

U.E.: Siehst du das auch so, Michael?

M.J.: Ja. Es hat schon seine Gründe, warum ich hier lebe. Ich bin auch gerne in anderen Teilen der Welt. Ich habe das Gefühl, dass ich hier relativ wenig abgelenkt werde, und künstlerisch arbeiten kann.

U.E.: Ihr habt jetzt eigentlich beide automatisch den Begriff der Region so als Heimat verstanden, das finde ich interessant. Mit diesem Regionalchauvinismus habe ich auch meine Schwierigkeiten. [...] Ich hab euch jedenfalls zu einer kleinen Exkursion in die Region eingeladen. Wobei ich zugebe, ich war mir selbst nicht im Klaren, was das in diesem Kontext bedeuten soll, *in die Region*. Wir waren dann gemeinsam an Orten, zu denen ich mich aufgrund des elterlichen Wohnorts verbunden fühlte. [...] Ich leb da schon sehr lange nicht mehr. Wo waren wir denn dann

² Siehe <https://www.ansichten-des-jordan.de>.

aus eurer Sicht da überhaupt? Matthias hat im Text geschrieben, Exkursion in die Hersbrucker Schweiz. Man könnte auch sagen: Landkreis Nürnberger Land oder Gesundheitsregion Nürnberger Land, wie ich jetzt häufiger höre. Oder ein bisschen kleiner, Hersbrucker Land? Wenn ich es genauer bedenke, waren wir aber nach dem Mittagessen in Hersbruck sogar nur ausschließlich im Gemeindegebiet von Happurg. In welcher Region waren wir?

M.E.: Also ich verwende *Region* beim Eierkaufen, da steht da glaub ich, dass die Eier aus der Region sind, oder es gibt einen Quark. Und dann denk ich mir, das ist gut, da ist der Lastwagen nicht so weit gefahren, und dann kauf ich das. Aber ansonsten verwende ich den Begriff eigentlich gar nicht.

M.J.: Mir geht's ähnlich. Bei mir in Erlangen gibt's ein Geschäft, das heißt *Dodal Regional*. Und da gibt es Lebensmittel aus der Region, da kauf ich auch manchmal ein. Die Frage, wo wir uns da befanden, ich würde sagen: Hersbruck und Umgebung.

U.E.: Kann man dann eigentlich eine Region zeichnen?

M.J.: Naja. Wo fängt die Region an und wo hört sie auf? Das wird man wahrscheinlich nicht merken, ob ich jetzt noch in der einen Region bin oder schon in der nächsten, solange es keine natürlichen Grenzen wie Flüsse gibt.

U.E.: Ich hab ja ein ähnliches Problem, wenn ich eine geographische Exkursion mach. Eine Region lässt sich ja nicht wirklich anschauen, man muss punktuelle Standorte auswählen. [...] Ich glaube, ich hab mich bei unserer Exkursion viel zu stark in die Wahl der Standorte eingemischt und hätte euch das mehr überlassen sollen. Ich wollte halt ein touristisches Bild dieser Gegend vermeiden und auch was weniger Schönes zeigen, wo ich mich auskenne und was euch interessieren könnte. So sind wir zu Orten gekommen, deren Geschichten alles andere als lustig sind. Das Leid und der Tod von KZ-Häftlingen hat nicht nur diesen konkreten Ort, sondern auch die Region *gezeichnet*, gewissermaßen. Aber fast unsichtbar, oder eben nur für Eingeweihte sichtbar, auch heute noch, obwohl sich da anscheinend viel getan hat in letzter Zeit. Dieser Gedenkort, zu dem wir spontan gefahren sind, da muss man schon wissen, wo der ist, um ihn zu finden. Auch das leere Oberbecken oder die triste Asylunterkunft sind ja nicht gerade Orte, die man sich aussuchen würde, wenn man versucht, den landschaftlichen Reiz der Region zu zeigen. Wenn ich mit Studierenden unterwegs bin, dann hab ich oft das Bedürfnis, angenehme, erfreuliche, schöne Aussichten und Themen mit solchen Themen zu verbinden, die der guten Laune eher abträglich sind. Ich hab aber die Erfahrung gemacht, dass die Leute das meistens überfordert und mich selber auch. Emotional, aber auch im Hinblick auf die Frage, was tut man da eigentlich, was ist der Zweck einer solchen Erkundung? Wie habt ihr das bei unserem Ausflug empfunden?

M.J.: Die Gedenkstätte in Schupf war schon heftig und es war eine traurige Stimmung, aber ich würde jetzt nicht sagen, dass es uns überfordert hat.

M.E.: Also normalerweise ist es so, dass wir einen Ort besuchen, wo wir uns ungefähr zwei bis drei Stunden aufhalten, und ich schreibe dann auf, was zu sehen, zu hören und zu schmecken ist, und der Michael zeichnet. Insofern war das leicht überfordernd, weil es mehrere Stationen waren und weil es viel länger war, als der Michael und ich das sonst immer machen. Was ich erzählen will, wir waren in diesen Kulinarwelten im Nürnberger Hauptbahnhof, was eigentlich ein kompletter Unort ist.³ Wenn man aber dann dort zwei Stunden ist, und es so macht, wie wir es machen – und so ist, glaube ich, auch der Text geworden – dass man gar nicht mehr sagen kann, wie schrecklich das ist, sondern sich in den Beobachtungen fast auflöst. Wir waren zwei Stunden bei künstlichem Licht in diesem Verhau im Nürnberger Hauptbahnhof und irgendjemand hat mir danach gesagt, dass er den Text auch sehr schön fand. Da war ich sehr überrascht. Weil ich hingegangen bin und nichts erwartet hab. So geht's mir bei diesen Erkundungen, die der Michael und ich machen, dass sich das durch die Zeit irgendwie auflöst. Durch das Anschauen des Ortes verliert sich das. Oder ich hab die Hoffnung, dass es das tut.

U.E.: Aber das trifft jetzt nicht auf alle Orte gleichermaßen zu, oder? Ich meine, das ist etwas, wo du sagst, du hast einen Unort oder Nichtort erwartet.

M.E.: Nein, das trifft nicht auf alle zu, aber da war das ziemlich intensiv im Hauptbahnhof. Und dann gibt es Orte, wo ein Gespräch geführt wird, also wo uns jemand zu dem Ort was erzählt und das wird dann eingebaut, das ist dann, glaube ich, wieder die andere Ebene. So war es ja in dem Fall, dass du uns zu den Orten was gesagt hast und das ist dann mit in den Text geflossen.

M.J.: So war's ja auch beim Weinberg. Der Winzer hat ja auch recht viel Interessantes erzählt über den Weinanbau. Über Schädlingsbefall zum Beispiel.⁴

M.E.: Was versuchst du bei so einer Exkursion herauszufinden?

U.E.: Schwierige Frage. Da muss ich ausholen. In der Geographie war die Exkursion früher einmal das Nonplusultra aller Lehrveranstaltungen. Heute nicht mehr, auch wenn sie schon etwas Besonderes ist. Man hatte tatsächlich so einen Anspruch, dass man danach dann eine Region kennt und verstanden hat. So ähnlich wie man ja als Tourist auch manchmal meint, eine Region zu kennen, nur weil man halt an irgendeinem Ort in diesem Gebiet war und eventuell jemand einem was mehr oder weniger Schlaues erzählt hat. Der Anspruch, eine Region in ihrer *Ganzheit* wahrnehmen zu können, ist so esoterisch, wie es klingt. Die meisten Kolleg:innen orientieren sich heutzutage eher an bestimmten Fragen,

3 Siehe Kolumne im CURT: <https://www.curth.de/nbg/inhalt/artikel/14827/43/1/>.

4 Siehe Kolumne im CURT: <https://www.curth.de/nbg/inhalt/artikel/14981/43/>.

die sie sich auch in der Forschung stellen. Also zum Beispiel, warum sich bestimmte Industriebetriebe in einer bestimmten Region niedergelassen haben oder wie sich Landwirtschaft und Naturnutzung verändern. Oder eben auch, wie Erinnerungsorte ein Bild der NS-Vergangenheit in einer bestimmten Gegend zeichnen. Oder wie in einer Region Flüchtlinge untergebracht werden. Dann ist die Region nichts anderes als ein pragmatisch ausgewählter Raumausschnitt, innerhalb dessen man sich für irgendetwas interessiert. Es gibt aber schon auch die Möglichkeit, die Region in den Mittelpunkt zu stellen, indem man fragt, wie eine Region *gemacht* wird: Also zum Beispiel, wie eine Region, etwa ein Landkreis, politisch regiert wird. Oder man schaut sich an, wie eine Gegend als Tourismusregion oder Gesundheitsregion vermarktet wird. Das macht man dann aber auf Exkursion, indem man sich vor Ort mit Gesprächspartner:innen verabredet, mit dem Landrat, dem Bürgermeister oder der Regionalmanagerin. Meinetwegen auch mit einem Geschäft, das Lebensmittel aus der Region verkauft. Hätten wir auch machen können, aber das schien mir eher zu sehr aufgelegt zu sein. Oder indem man sich Websites oder Zeitungsartikel anschaut. Die Frage ist dann aber, ob es die unmittelbare Anschauung, das Beobachten vor Ort überhaupt braucht. Ich kann dazu selbst nur sehr widersprüchliche Antworten geben. Tatsächlich hatte ich mit Grazer Studierenden für die Pfingstwoche vor zwei Jahren eine Franken-Exkursion geplant. Wegen der Pandemie war ich dann gezwungen, diese Lehrveranstaltung als Online-Exkursion abzuhalten. Das war nicht wirklich machbar und wir haben uns dann letztlich mit allen möglichen Themen beschäftigt, aber fast nicht mit Franken.

Jedenfalls reizt es mich schon, auf Exkursionen Themen miteinander zu kombinieren, die auf den ersten Blick überhaupt nichts gemeinsam haben, außer dass sie sich am gleichen Ort oder in der gleichen Gegend lokalisieren lassen. Aber das kann schon auch ziemlich in die Hose gehen. Es spricht nichts dagegen, hintereinander einen Milchviehbetrieb, eine Schreinerei und einen Kletterfelsen anzuschauen, und es kann sogar gelingen, über Fragen zu Regionalentwicklung und Naturschutz eine Verbindung herzustellen. Am gleichen Tag eine KZ-Gedenkstätte, ein Flüchtlingsheim und eine Kirchweih zu besuchen, ist aber schon schwierig, selbst wenn sich auch da verbindende Fragen der historischen Erinnerung und Identität finden lassen. Das war bei unserem Ausflug ja auch nicht ganz einfach, aber das war auch nicht die Idee.

